



tipiti  
Kompetenzzentrum für Platzierungsfragen

Dufourstrasse 22  
CH-9500 Wil  
Telefon +41 71 911 94 80

Rosenbergstrasse 42a  
CH-9000 St. Gallen  
Telefon +41 71 220 94 80

[kompetenzzentrum@tipiti.ch](mailto:kompetenzzentrum@tipiti.ch)

tipiti Zentralsekretariat  
Hofwiesenstrasse 3  
Postfach 405  
CH- 8042 Zürich

T +41 44 360 40 90  
F +41 44 360 40 99

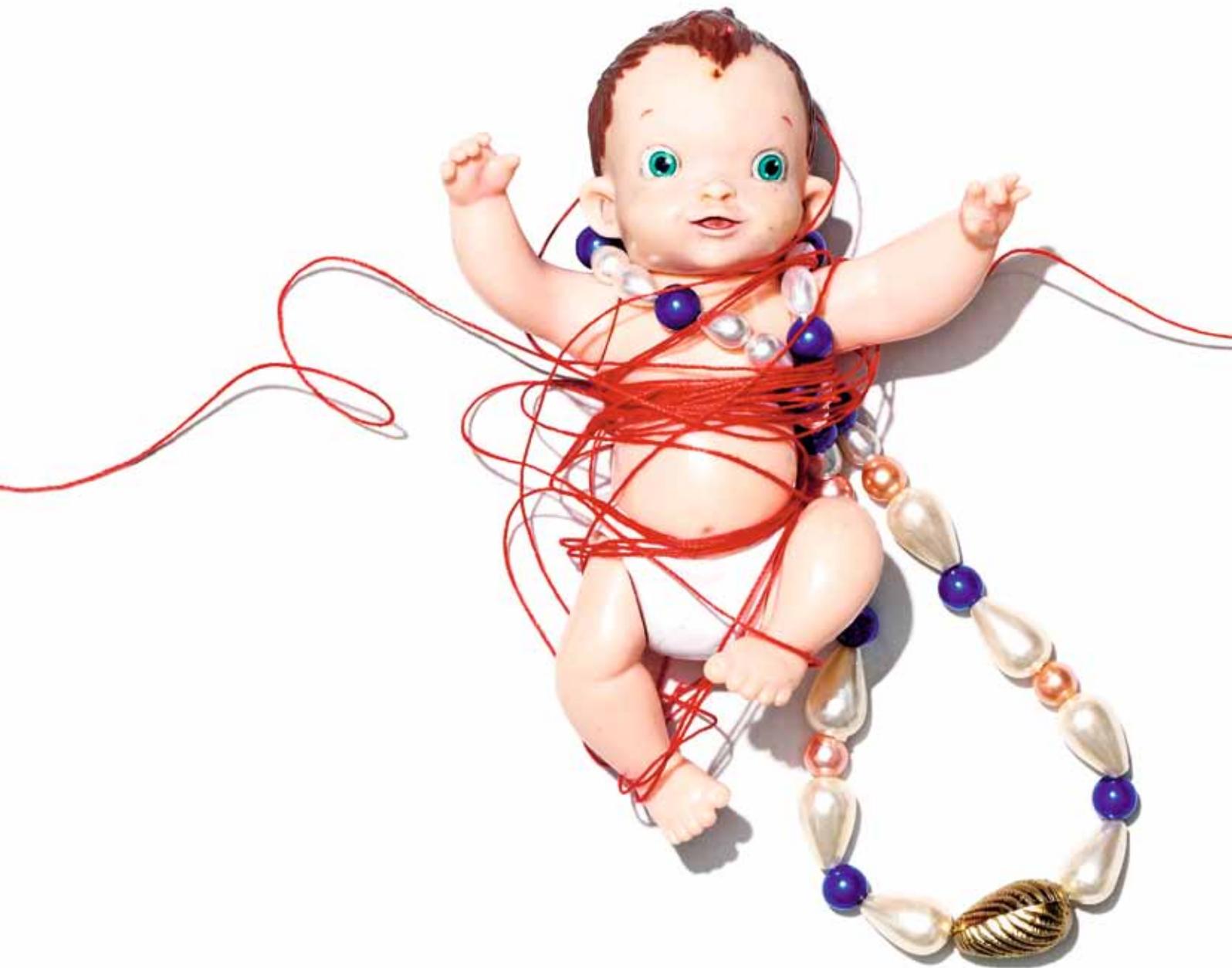
[info@tipiti.ch](mailto:info@tipiti.ch)  
[www.tipiti.ch](http://www.tipiti.ch)



tipiti Thema

## Pflegefamilien begleiten, bilden, vernetzen

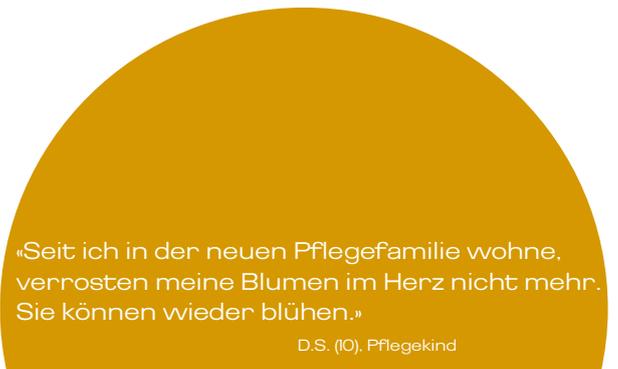
Kompetenz für Kinder mit belasteten Lebensläufen



# Inhalt

---

- 3 Editorial
- 5 Von «heilpädagogischen» zu «begleiteten» Pflegefamilien
- 6 Ich kämpfe, seit ich denken kann
- 7 Das Glück gefunden
- 8 E-Mail an tipiti: Damals – heilpädagogische Pflege-Grossfamilie
- 8 E-Mail an tipiti: Die Sicht einer Auftraggeberin
- 9 Welche Fremdbetreuung? Ein behutsamer Vergleich
- 12 Noch ein Vergleich
- 13 Biografiearbeit – was sie so hilfreich macht
- 14 Eine Erinnerungsbox
- 16 «Sie haben es gut in der Pflegefamilie.» Ein abgebender Vater berichtet.
- 18 Fast wie bei Meiers und Müllers. Aber nur fast. Besuch in einer Pflegefamilie
- 20 Eignen Sie sich als Pflegeeltern? Testen Sie sich selbst.
- 22 Pflegekinder in der Gesellschaft
- 23 E-Mail an tipiti: Begleitung – ein notwendiges Übel?
- 23 E-Mail an tipiti: Begleitung von Pflegefamilien
- 24 Kinderbesprechungen mit «Familienskulpturen»
- 25 Die Sicht der Wissenschaftlerin
- 26 E-Mail an tipiti: Die Sicht eines Auftraggebers
- 26 Cartoon
- 27 Ein Tag im Leben von ...
- 28 Ein Blick in eine Zukunft, die schon Gegenwart ist
- 29 Impressum



«Seit ich in der neuen Pflegefamilie wohne,  
verrosten meine Blumen im Herz nicht mehr.  
Sie können wieder blühen.»

D.S. (10), Pflegekind

Jedes Kind braucht Bezugspersonen, die ihm verlässliche emotionale Beziehungen und einen Lebensraum anbieten, der seiner Entwicklung förderlich ist. Dies soll die jungen Menschen ihre Ressourcen erkennen und Perspektiven entwickeln lassen. Damit diese Vision Wirklichkeit wird, sprechen wir Menschen an, die mit Kindern ihren privaten Lebensraum und Alltag teilen und sie «dazugehören» lassen.

Die Gesellschaft, in der wir leben, hat sich seit der Gründung des Vereins tipiti im Jahr 1976 (damals als «Ver- ein Heilpädagogischer Grossfamilien VHPC») verändert – die Pioniere jener Zeit sind heute Grosseltern. Das Bedürfnis nach Zugehörigkeit und individuellem Förderraum für Kinder mit besonderen Lebensläufen besteht jedoch nach wie vor. Die neue Generation von Pflegeeltern ermöglicht Kindern das Aufwachsen in einer echten Familiengemeinschaft auf ihre Weise, abgestimmt auf die Bedürfnisse der ihnen anvertrauten Kinder.

Wir orientieren uns heute und in unserer Ausrichtung auf die Zukunft an unserem Leitbild (Sie finden es unter [www.tipiti.ch](http://www.tipiti.ch)).

Was uns besonders wichtig ist:

- \_ Wir sind der UNO Konvention über die Rechte des Kindes verpflichtet.
- \_ Das Kind steht im Zentrum unseres Bemühens. Unser Handeln orientiert sich konsequent an seinen wirklichen, aktuellen und sich wandelnden Bedürfnissen.
- \_ Zusammen mit dem Kind und seinem Umfeld wird ein Lebens- und Förderungsraum entwickelt, welcher für das Kind langfristig gute Entwicklungsbedingungen schafft und ihm hilft, seine Identität aufzubauen.
- \_ Wir sprechen Menschen an, die sich ganzheitlich für Pflegekinder einsetzen und mit ihnen als echte Familiengemeinschaft zusammenleben.
- \_ Ein interdisziplinäres Fachteam unterstützt die Familien und die Kinder und begleitet sie aktiv.
- \_ Die Familien und die Mitarbeiterinnen des Kompetenzzentrums bleiben für die Kinder auch nach Austritt aus der Pflegefamilie Bezugspersonen.
- \_ Der Verein tipiti versteht sich als Plattform für innovative Lebens- und Förderräume für Kinder. Hier entwickeln engagierte Menschen Angebote, die sich konsequent am Kind und seinen Bedürfnissen orientieren.
- \_ tipiti entwickelt neue Modelle für optimale Betreuung und Förderung mit den Menschen zusammen, welche diese Aufgabe später übernehmen. Nur so können sie sich mit ihrer Aufgabe identifizieren.

Dieses Themenheft möchte Ihnen einen vertiefteren Einblick geben, welche Anforderungen an Pflegeeltern und deren fachliche Begleitung gestellt werden müssen, damit Kinder mit besonderen Lebensläufen in Sicherheit, in einem emotional verlässlichen Beziehungsumfeld und mit Perspektiven aufwachsen können.

Ich wünsche Ihnen eine interessante Lektüre!



Rolf Widmer, operativer Leiter



**«Die kompetente und ermutigende Unterstützung durch eine erfahrene Fachperson von tipiti gibt mir in meiner Aufgabe Sicherheit und eine Gelassenheit, die letztlich dem Wohl des Pflegekindes dient.»**

Claudius Zuber, tipiti Pflegevater



**«Mit Professionalität und Einfühlungsvermögen baut tipiti täglich Brücken zwischen den Ansprüchen verschiedener Behörden, der Eltern und der Pflegeeltern zum Wohle des Kindes.»**

Andreas Sieber, Amtsvormundschaft Berlingen und Wagenhausen TG



**«Die Arbeit als Fachberaterin bei tipiti macht mich glücklich. Ich kann die schönste Arbeit der Welt machen und dabei noch Geld verdienen. Wir sind ein hoch qualifiziertes Team, das sich täglich mit grossem persönlichem Einsatz für unsere Pflegefamilien, die Pflegekinder und deren Herkunftssystem einsetzt.»**

Monika Stillhart, Fachberaterin tipiti



**«Kinder sind unsere Zukunft, auch die in besonderen Lebenssituationen. Nicht alle haben die Chance, in einer intakten Familie aufzuwachsen. Tipiti setzt sich dafür ein, diesen Kindern eine Perspektive zu geben und ihnen lebensnahe Werte vorzuleben.»**

Matthias Unseld, Präsident tipiti

## Von «heilpädagogischen» zu «begleiteten» Pflegefamilien

**Waren die Pioniere des Vereins Heilpädagogischer Pflegefamilien (kurz VHPG, heute Verein tipiti) vor über 30 Jahren Profis und Vollzeit-Pflegeeltern, so sind tipiti-Pflegefamilien heute fast immer «Normalfamilien», die von einem interdisziplinären Team fachlich engmaschig unterstützt werden. Die Prinzipien aus der Gründungszeit haben sich jedoch bewährt.**

**Das Prinzip der «Normalität»: Kinder benötigen ein möglichst natürliches Umfeld, um sich optimal entwickeln zu können.**

Der VHPG bot Kindern damals eine Alternative zum Heim. Eine heilpädagogische Pflegefamilie nahm vier bis fünf Pflegekinder auf. Das bedeutete für die Familie ein grosses Spektrum an oft schweren Themen. Dafür waren beide Pflegeeltern für die Erziehung ihrer Pflegekinder angestellt. Es zeigte sich aber, dass die Kinder sich mit ihren schweren Geschichten auch gegenseitig belasteten. Heute platziert tipiti maximal zwei Kinder in eine «Normalfamilie». Diese Pflegeeltern sind in der Regel keine Profis, müssen jedoch eine Ausbildung absolvieren und erhalten von tipiti Fachbegleitung und -austausch. Dass sie ihre eigenen Familienerfahrungen reflektieren, gehört genauso dazu. Gepaart mit persönlichem Engagement wird es so möglich, dass viele dieser Pflegeeltern für Kinder mit komplexen Problemen ein natürliches, unterstützendes und ihre Entwicklung förderndes Lebensumfeld schaffen.

**Das Prinzip der Kontinuität: Kinder benötigen verlässliche Beziehungen.**

Pflegefamilien können diese gewährleisten, Heime selten. Kontinuität bedeutet aber noch mehr: Pflegekinder reifen langsamer. Die Entwicklung ist auch bei wenig traumatisierten Kindern nicht altersadäquat. Sie reifen emotional langsamer und können deshalb auch ihr kognitives Potenzial erst später entfalten. Das bedeutet, dass diese Kinder sehr lange die Begleitung und Unterstützung einer Familie benötigen. Auch wenn sie nicht mehr zu Hause wohnen.

**Das Prinzip «eine Generation»**

VHPG früher: Wuchsen die Kinder aus den Pflegefamilien heraus, reorientierten sich die Pflegeeltern wieder in der Berufswelt, wo sie ihre Erfahrungen weitergeben konnten. Der Platz der Pflegekinder wurde nicht wieder besetzt. Dies erleichterte Pflegekindern, die Pflegefamilie weiterhin als «ihre» Familie zu erleben. Denn Pflege- und Heimkinder laufen Gefahr, nach der Volljährigkeit heimatlos zu werden. Auch heute suchen wir Familien, die bereit sind, ihre Pflegekinder zu begleiten, auch wenn es mit deren Volljährigkeit keinen Auftrag der öffentlichen Hand mehr gibt. Die jungen Menschen brauchen das, um im Leben wirklich Fuss fassen zu können.

**Das Prinzip der Vernetzung: Pflegeeltern benötigen den Austausch mit anderen Pflegeeltern als Unterstützung.**

Der VHPG baute seine heilpädagogischen Pflegefamilien als Teams auf. Die Teams unterstützten sich im Alltag, bildeten sich miteinander weiter und waren gegenseitig wichtige «Berater». Die Vernetzung von Pflegefamilien ist nach wie vor wichtig. Nur Pflegeeltern können emotional wirklich nachvollziehen, wie es Pflegeeltern ergeht... Der Austausch mit Nicht-Pflegeeltern und zum Teil auch mit Fachpersonen kann für Pflegeeltern gelegentlich frustrierend sein. Darum ist die Vernetzung von Pflegeeltern eine wichtige Ressource, damit sie durchhalten. Weder qualifizierteste Begleitung noch Bildung können Vernetzung ersetzen.

<sup>1</sup> Ausbildungskurs für die qualifizierte Erziehung von Pflegekindern, getragen von Pflegekinder-Aktion Schweiz, tipiti, Espoir, Pflegekinder-Aktion Bern



## Ich kämpfe, seit ich denken kann

Ich lernte meine Pflegeeltern kennen, als ich im Kindergarten war. Als ich zu ihnen zog, kam ich gerade in die Schule. Am Anfang fand ich es super, endlich vom Heim wegzukommen. Ich hatte während des Kindergartens dort gelebt; es war kühl gewesen, die Atmosphäre einer Familie fehlte. Ich hatte mich immer mehr gewehrt, wollte zu meiner Mutter, zu meinem Bruder. Ich verstand nicht, warum ich nicht zu Hause wohnen durfte.

Ich war ein sehr aktives, fast «hyperaktives» Kind und bin mit Ritalin zu meinen Pflegeeltern gekommen. Nach einem halben Jahr brauchte ich aber kein Medikament mehr. Es wurde klar, dass ich nicht hyperaktiv war, sondern dass mein Verhalten mit dem Erlebten zu tun hatte. Meine Mutter war mit mir nicht zurecht gekommen. Ich war ein Kind, dem man ganz klare Grenzen aufzeigen musste.

Eigentlich fühlte ich mich wohl in meiner zweiten Familie, doch sie waren sehr streng. Manchmal zu streng, wie sie heute auch selber sagen. Für mich war es schwierig zu verstehen, warum ich weg musste und mein Bruder zu Hause bleiben durfte.

Ich habe mich durchs Leben gekämpft, seit ich denken kann. Als Kind im Heim habe ich gekämpft; ich wollte nach Hause. Dann, bei meinen Pflegeeltern, habe ich wieder eine Art Kampf angefangen. Mit siebzehn bin ich ausgezogen und habe mein eigenes Leben «draußen» angefangen. Ich habe «gejobbt», um über die Runden zu kommen, habe Praktika gemacht und schliesslich die Ausbildung zur Arztsekretärin. Ich habe mich hoch gekämpft, um etwas aus meinem Leben zu machen.

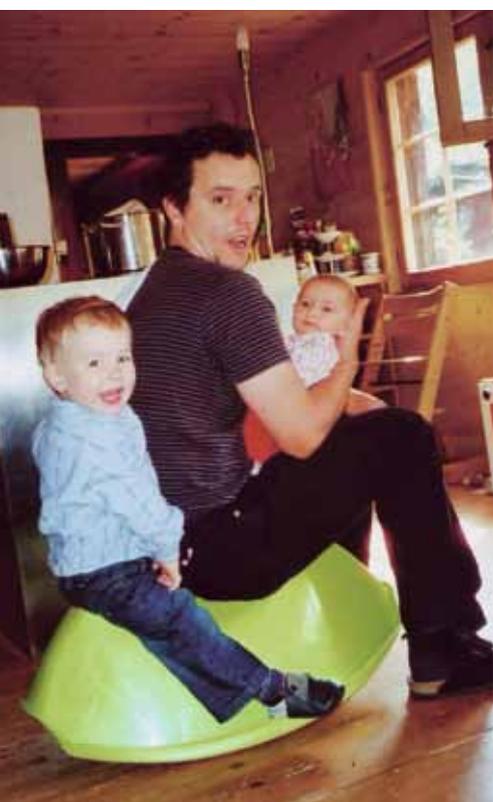
Ich habe meinen Pflegeeltern sehr viel zu verdanken, das weiss ich. Ich wäre nie so weit gekommen, wenn ich bei meiner Mutter aufgewachsen wäre. Ich habe einen sehr guten Kontakt zu meinen Pflegeeltern, rufe sie oft an, wenn ich mal einen Rat brauche oder auch mal nur so. Aber als Kind versteht man das nicht; man will nur die Mutter und sonst nichts. Der Kontakt zu meiner Mutter und meinem Bruder ist übrigens auch sehr gut.

Heute bin ich Arztsekretärin, arbeite auf der Intensivstation und – sehr wichtig – bin selber Mutter. Ich habe einen vierjährigen Sohn, bin alleinerziehend und, wen wundert's, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm: Mein Sohn ist auch sehr lebhaft, ich muss ihm klare Grenzen setzen. Sie wollten ihn schon aus dem Kinderhort «schmeissen», weil er «hyperaktiv» sei. Ich musste mich ganz stark für ihn einsetzen. Er ist überhaupt nicht hyperaktiv, einfach sehr temperamentvoll und lebhaft.



## Das Glück gefunden

Als siebtes Kind wurde ich 1971 in eine bereits grosse Familie geboren. Zusammen mit meinen fünf Brüdern und meiner Schwester erlebte ich eine glückliche Kindheit. Wie meine Brüder war auch ich Dom-Ministrant und begeisterter Jungwächter. Die Schule machte mir nicht nur Freude, aber beim Grillieren am Waldrand und beim Fussballspielen auf der Kuhwiese war die Welt wieder in bester Ordnung.



Als ich acht Jahre alt war, erkrankte mein Vater an Krebs und starb drei Tage vor meinem neunten Geburtstag. In unserer Familie wurde nicht oft über Probleme und Sorgen gesprochen, und so musste das Leben einfach weiter gehen. Der Sonntagsspaziergang führte jetzt nicht mehr an den Waldrand, sondern auf den Friedhof. Endgültige Ratlosigkeit verbreitete sich in der Familie, als ein Jahr später auch die Mutter erkrankte. Oft stand ich hinter dem Vorhang und schaute auf die Strasse in der Hoffnung, dass alles wieder käme wie früher. Beim Tod meiner Mutter war ich elf und mir war klar, dass es nie wieder würde wie früher.

Vormund, Sozialarbeiter und wir selbst wollten mit allen Mitteln die Familie zusammenhalten, und so suchte man eine Frau, die uns unsere Mutter ersetzen könnte. Sie zog ins Elternschlafzimmer ein und brachte ihren zweijährigen Sohn mit. Es folgte eine turbulente Zeit, die jeder von uns auf eigene Weise meisterte. Ich genoss meine neue Freiheit, überwarf mich mit dem Lehrer (oder er sich mit mir), die Strafaufgaben wurden immer länger und die Zustände zu Hause immer abstruser. Anfangs sechster Klasse war für den Lehrer klar, dass das so nicht mehr ging. So suchte man für mich Platz in einem Heim.

Der Thurhof war für mich ein sehr eigenartiger Ort. Einerseits wurde ich da vielleicht zum ersten Mal gefragt, wie es mir ging, und andererseits waren da die anderen Jungs, die von mir Heldentaten erwarteten. Ich führte einen inneren Kampf: Eigentlich hatte ich keinen Grund, nur Scheiss zu machen, wollte aber bei den anderen nicht ganz «unten durch». Nach einem Jahr wurde das Heim geschlossen. Ich war nicht sehr traurig darüber. Die Sekprüfung bestand ich tatsächlich.

Erneut stellte sich die Frage, wie es mit mir und unserer Familie weiter gehen sollte. Allen war klar, dass es kein Zurück an die Bedastrasse gab, und so begegnete ich zum ersten Mal der Grossfamilie Olibet. Ich konnte mir nichts unter einer Heilpädagogischen Grossfamilie mit Pflegekindern vorstellen. Ich nahm mir vor, den harten Jungen rauszuhängen. Doch mein Vorhaben löste sich bereits vor dem Bauernhaus in Luft auf.

Ich zog bei der Familie Olibet ein – wieder als siebtes Kind, diesmal aber als ältestes. Mit dreizehn Jahren begann für mich das Leben nochmals neu. Mit Nora und Tschösi, meine Pflegeeltern, traten endlich wieder Menschen in mein Leben, denen ich vertrauen konnte. Dies war wohl der Grundstein für meine Zukunft. Endlich konnte ich einfach wieder sein, wer ich war. Ich hatte nie die Erwartung, dass Nora und Tschösi mir meine Eltern ersetzen könnten, aber sie boten mir eine neue Familie und wurden zu meinen vielleicht besten Freunden.

Mit meinen neuen «Geschwistern» freundete ich mich schnell an und lernte ihre persönlichen Familiengeschichten kennen. Es sind diese Erfahrungen, die das Leben in der Grossfamilie prägen. Ich musste lernen, wie die anderen stets zwischen ihren leiblichen Eltern und Nora und Tschösi hin- und hergerissen waren. Dies führte nach den «freien» Wochenenden oft zu Spannungen. In solchen Momenten war ich froh, dass es für mich dieses Hin und Her nicht gab.

Ich kämpfte so schon mit meinem neuen Leben. Die Sekundarschule war eine konstante Überforderung. Trotzdem war ich stolz, als ich sie geschafft hatte. Oft hing ich mit traurigem Blick meinen Gedanken nach, bewohnte mit Vorliebe die kleinsten Zimmer im Haus und zog mich gerne dahin zurück. Es war für mich ungewohnt, wie offen im Familienkreis über Probleme gesprochen wurde. Ich konnte oft nur dasitzen und schweigen, stundenlang. Es gelang mir nur selten, die zurechtgelegten Sätze auszusprechen, wollte lieber ein Loch graben oder Holz hacken, bis alles vorbei war. Tschösi wusste immer einen Ort, wo es dringendst ein grosses Loch brauchte. So entstanden ein Gemüsegarten hinterm Haus, ein Fundament da, ein Sandkasten dort und neue Holzbeigen hier. Und alle waren wieder glücklich.

Ich war froh, einfach wieder Kind sein zu dürfen. Ich genoss ihr Vertrauen, wenn ich meinen Weg gehen wollte – oder wenn ich in den Sommerferien Haus und Hof hüten durfte. Ich bewunderte ihre scheinbar unendliche Liebe und ihre Bereitschaft, uns auch nach den heftigsten Streitereien und Enttäuschungen an ihrem Familienleben teilhaben zu lassen, obwohl sie mit ihren zwei eigenen Kindern auch ein einfacheres Leben hätten führen können. Mir war sehr wohl in ihrem Familiengefüge, auch noch als ich mit 22 auszog.

Heute empfinde ich meine Kindheit trotz allem Leid, das dazu gehörte, als glücklich und erfüllt. Ich habe vieles erfahren und gelernt, das mich noch heute begleitet. Ich habe dank dieser Freundschaft auch zu den «Kindern» so etwas wie eine zweite Familie gewonnen – und meine zwei eigenen Kinder haben heute nebst Gotte und Götti auch einen Nono und eine Nana.

**An:** tipiti, vormals Verein Heilpädagogische Grossfamilien VHPG  
**Gesendet:** 14. Februar 2010 17:05  
**Von:** Ursula Mosimann, Pflegemutter  
**Betreff:** Damals – heilpädagogische Pflege-Grossfamilie



Hallo tipiti

Ein Familienentwurf...heilpädagogische Grossfamilie... begleitete Pflegefamilie... Die Idee vor 34 Jahren war geboren. Unser erstes Kind kam zur Welt und die Freude war gross. Wie organisieren wir unser Zusammenleben neu? Wer übernimmt die Betreuung und wer sorgt für die Existenzsicherung? Wir sind eine Sozialarbeiterin und ein Sozialarbeiter mit Erfahrungen in Heimen, offener Jugendarbeit und Gefängnis. Und wenn wir Kinder mit belasteten Lebensläufen in unsere Familie integrieren?

Zusammen mit drei weiteren Familien wagten wir den Versuch. Fünf Pflegekinder beheimateten sich bei uns und wir uns bei ihnen. Dieser Weg war oft mit Steinen übersät, gar Felsbrocken. Jedes Kind hat Anrecht auf Fürsorge, Vertrauen und Geborgenheit. Der Schrei nach Liebe, aufgrund der gemachten Erfahrungen, war oft schwierig zu verstehen und forderte von uns Ein-

fühlungsvermögen, berufliches Wissen und immer wieder Teamgespräche mit unseren Kollegen und Kolleginnen. Regelmässige Zusammenkünfte mit Fachpersonen, Therapeuten und Auseinandersetzung mit der Biographie des Kindes, aber auch unserer eigenen. So erlebten wir eine Familienzeit reich an Schönheiten, an Schwierigkeiten. Sich an der Grenze des eigenen Vermögens fühlen oder aber das Leben mit einer neunköpfigen Familie das Beste finden...

Auf jeden Fall hat sich das Ganze gelohnt, hat uns reich gemacht an Nähe zu sich entfaltendem Leben. Und die Beziehungen gehen weiter, in Leid und Freud. Die Kinder sind erwachsen, haben selber wieder Kinder ...

Liebe Grüsse  
 Ursula Mosimann

**An:** tipiti  
**Gesendet:** Donnerstag, 4. März 2010 18:11  
**Von:** Suzanne Naef  
**Betreff:** Die Sicht einer Auftraggeberin



Hallo tipiti

Als Zuweiserin/Auftraggeberin bei der Platzierung eines Kindes in eine Pflegefamilie ist es uns wichtig, dass das Kind ein stärkendes «Zuhause» und eine seinen Bedürfnissen entsprechende Erziehung und Betreuung erfährt. Die Pflegefamilie muss im Hinblick auf die Erziehung und Förderung nach Qualitätsstandards überprüft und der Prüfungsbericht der Bewilligungsbehörde mit allen erforderlichen Angaben zugestellt werden.

Unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beurteilen die Zusammenarbeit mit den Mitarbeiterinnen von tipiti als angenehm. Die Absprachen und der Austausch werden geschätzt und erfolgen im gegenseitigen Interesse. Die Qualität der Angebote und der Betreuung bewerten wir als gut. Die Pflegefamilien werden sehr gut aus- und weitergebildet, beraten und begleitet. Wir fühlen uns von tipiti gut beraten. Die Mitarbeite-

rinnen von tipiti setzen sich umfassend für die Kinder und Jugendlichen ein. Wir haben aber auch schon festgestellt, dass die Ansprüche von tipiti an die Erziehung der Kinder in der Realität aufgrund des Machbaren nicht immer umsetzbar sind.

Nach unseren Feststellungen belaufen sich die Kosten von tipiti am oberen Limit. Grundsätzlich möchten wir nicht auf das Angebot von tipiti verzichten; in Fällen jedoch, bei welchen das gleich gute Angebot von einem anderen Anbieter zu wirtschaftlich günstigeren Bedingungen angeboten werden kann, ziehen wir dieses vor.

Freundliche Grüsse

Suzanne Naef Thalmann  
 Leiterin Soziale Dienste der Stadt Wil | Departementssekretärin

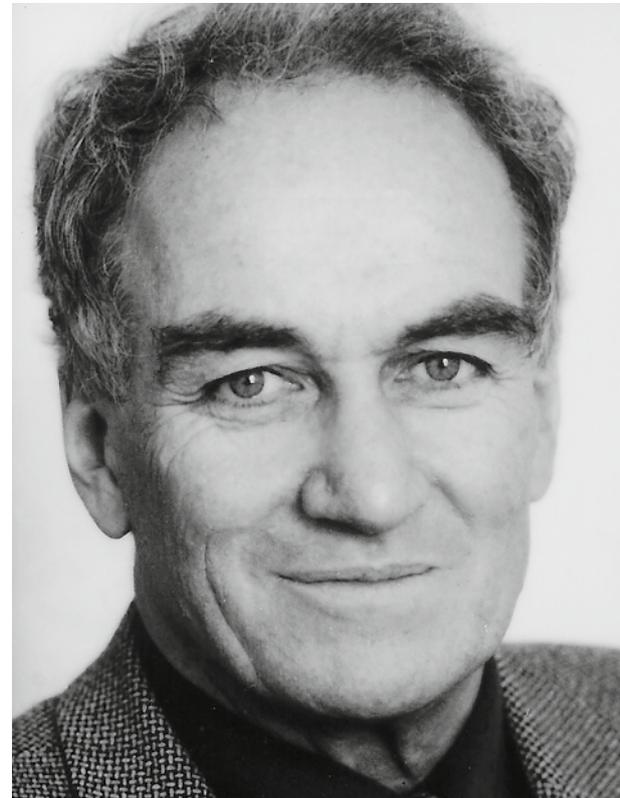
## Welche Fremdbetreuung? Ein behutsamer Vergleich

---

Es gibt viele Gründe, warum heute die Versuchung immer kleiner wird, die Vor- und Nachteile verschiedener Begleitungs- und Bildungsmodelle im Bereich der professionellen Kinder- und Jugendhilfe gegeneinander auszuspielen. Mit der öffentlichen Diskussion über die Vielfalt und den Wandel von Lebensentwürfen und Familienformen steht auch die «Normalität» der kindlichen Sozialisation auf dem Prüfstand. Die «normale» Familienerziehung scheint es immer weniger zu geben. Damit wächst auch für die alternativen Begleitungsformen der öffentlichen Kinder- und Jugendhilfe die Chance, das Stigma der Sondererziehung abzustreifen und in der Reihe von Alternativen zu einem «indizierten Normalfall» zu werden. Mit anderen Worten: Mit dem idealen Familienbild wandeln sich auch die Normalitätserwartungen an jene Institutionen, welche die Erziehung in der Herkunftsfamilie stützen, ersetzen oder ergänzen müssen.

Der fortschreitenden Professionalisierung der Sozialen Arbeit verdanken wir einen immer differenzierteren Blick auf die Indikationen der Fremdunterbringung. Eine bestimmte Betreuungsform hat keinen Vor- und keinen Nachteil an sich. Ihre Chancen und ihre Grenzen bestimmen sich in erster Linie durch ihre Eignung oder Nichteignung, die Bedürfnisse des einzelnen Kindes und seiner Bezugspersonen wahrzunehmen und angemessen zu erfüllen.

Die naive Aufrechnung von Vor- und Nachteilen verbietet uns nicht zuletzt das Wissen darum, dass der sogenannte Erfolg gerade in der sozialpädagogischen Arbeit viele Mütter und Väter hat. Unsere Erfolgserwartungen und Ziele sind mit der individuellen Entfaltung und der gesellschaftlichen Integration des Kindes rasch formuliert. Welche Faktoren den Erfolg jedoch ursächlich herbeiführen und wie dieser schlussendlich zu messen ist, wird häufig offen bleiben müssen. Auch diese Tatsache legt es uns nahe, mit einem Leistungs- und Erfolgsvergleich auf der Ebene von Strukturen und Methoden behutsam umzugehen.



\*Fred Hirner ist Dozent an der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik Luzern hsl.

## Vier Modelle der Fremdbetreuung

### Das sozialpädagogische Heim

- \_ fördert die arbeitsteilige Struktur und bietet eine spezialisierte Dienstleistung; damit verbunden ist eine Konzentration homogener Problemgruppen (z.B. Heime des Massnahmenvollzugs oder Therapieheime für ADHS-Kinder).
- \_ profitiert von politischer Vernetzung und traditioneller Akzeptanz. Die Schwellen für die förderliche Zusammenarbeit mit Behörden, Verbänden, Fachdiensten, Schulen und Berufsausbildungen liegen tiefer.
- \_ entlastet mit seiner administrativen Kompetenz seine Sozialpädagog/innen; diese erhalten den nötigen Freiraum für die Beziehungsarbeit.
- \_ eignet sich für massnahmenbezogene Kurzaufenthalte und Krisenintervention.
- \_ macht sein Qualitätsmanagement, seinen Aufwand und seine Leistungen öffentlich.
- \_ bietet häufig mit seiner Lage, Grösse, Hierarchie und zentralen Serviceleistung für die gesellschaftliche Integration und die lebensnahe Alltagsbewältigung seiner Bewohner/innen nur sehr bedingt ein nachahmbares Modell.
- \_ stösst aufgrund seiner Organisationsform und seiner Personalfuktuation bei der Herstellung intimer und konstanter Erfahrungsräume an seine Grenzen. Eine institutionalisierte Zusammenarbeit mit Pflege- und Kontaktfamilien kann diese strukturellen Mängel teilweise beheben.
- \_ ist oft die teurere Lösung: hohe Infrastrukturkosten, Betriebszweige, die hohe Kosten verursachen; öffentliche Einrichtungen sind den Qualitätsstandards der öffentlichen Hand verpflichtet und müssen oft auch «aufwändige» Indikationsgruppen bewältigen.

### Die unbegleitete Pflegefamilie

- \_ rekurriert auf eine Vorstellung von Erziehung, die in der sozialpädagogischen Forschung die diplomierten Fachleute und in der Lebensbewältigung die handelnden Vorbilder braucht. Die natürliche Autorität und Fürsorge für die nachwachsende Generation garantiert die verlässliche und liebevolle Beziehung.
- \_ holt sich Erziehungswissen und Schlüsselkompetenzen über dieselben Kanäle, die auch den Durchschnittsfamilien der Mittelschicht offen stehen. Ihre Freuden und Sorgen siedeln näher an der «Normalität». Eltern, die auswärts arbeiten, entgehen eher dem Argwohn, für das pädagogische Lernen, Essen und Schlafen noch bezahlt zu werden. Krisenintervention wird, wie von anderen Eltern, die mit ihrem Kind Probleme haben, als externe Dienstleistung von Spezialist/innen eingekauft.
- \_ bewegt sich in einem Netzwerk von Freunden und Ratgeberinnen, wie andere Familien auch. Das kollegiale Backup motiviert und entlastet oft mehr als die professionelle Belehrung.
- \_ unterscheidet sich in ihrem Auftrag wesentlich von jenem einer biologischen Familie. Pflegeeltern übernehmen ein öffentliches Mandat unter erschwerten Bedingungen. Eine glaubwürdige Befähigung und «Berufung» zu dieser Aufgabe mag sie leiten. Aber diese Leistung muss anerkannten Qualitätskriterien folgen. Wenn sie nicht autodidaktisch geschürfte Talente und Werthaltungen anzapfen kann, bleibt eine solche Lebenshilfe im Dienst des Kindeswohles ein Abenteuer, das berufsethische Fragen aufwirft.
- \_ kann ihren Auftrag erfüllen, wenn die Pflegeeltern ein hohes Mass an Reflexionsfähigkeit besitzen und sich von quasiprofessionellen Kriterien leiten lassen.
- \_ ist mit besonderer Verantwortung verbunden. Kinder mit belasteten Lebensläufen konfrontieren Pflegeeltern mit Problemen, welche nicht mehr mit reiner Intuition zu lösen sind. Ohne systematische Reflexion der Lebens- und Konfliktgeschichte kommt die pädagogische Arbeit in der Pflegefamilie nicht aus. Eine solche Reflexion erforderte den analytischen Blick einer Fachberatung von aussen.

### Die begleitete Pflegefamilie

- \_ kann auf die Ressourcen von Fachleuten als externe Berater und Nothelfer zurückgreifen. Mit dem Grenzgang zwischen Anwaltschaft und Sachhilfe sind hohe Ansprüche an das persönliche Engagement, die Integrität und Unbefangenheit der pädagogischen, psychologischen, juristischen und medizinischen Fachleute verbunden.
- \_ gewinnt durch die kontinuierliche Beratung. Fragen der Finanzen, des Sorgerechts, der Beziehung der Kinder zu ihren Herkunftsfamilien, der Bearbeitung von Verhaltens-, Schul-, und Entwicklungsproblemen können Pflegefamilien und ihre leiblichen Kindern enorm belasten.
- \_ gibt durch die eingerichteten Beratungs- und Begleitungsverträge noch mehr Privatheit preis. Mit ihrer Verpflichtung zu Fachberatung, Supervision und Weiterbildung rückt sie in die Nähe der Kleinheime, kann aber nicht im selben Mass Verantwortung (ver)teilen.
- \_ beziehungsweise die Pflegeeltern müssen bereit sein, ihre Werte und Entscheidungen in Frage stellen zu lassen und eine Beratung nicht bloss zu konsumieren, sondern mitzugestalten. Die Fachbegleitung und das Bildungsangebot stellen an die Elternpersönlichkeiten erhöhte Anforderungen: Die Eltern können davon nur profitieren, wenn sie die eigenen Bedürfnisse klar formulieren und ihre pädagogischen Zielsetzungen von unabhängigen Fachpersonen überprüfen lassen.

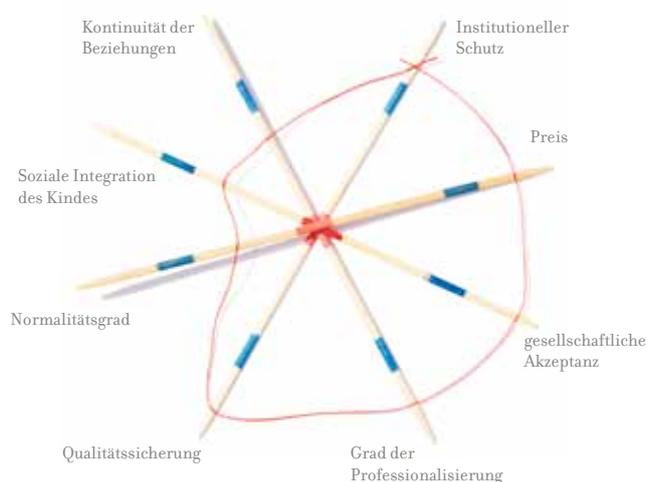
### Die sozialpädagogische Pflegefamilie

- \_ stützt ihre berufliche Praxis auf die wissenschaftlichen Erkenntnisse und die berufsethischen Grundsätze von Sozialer Arbeit ab.
- \_ tritt mit dem Qualitätsversprechen auf, dass mindestens ein Elternteil eine sozialpädagogische Ausbildung abgeschlossen hat und dass die fachliche Weiterbildung und Supervision der Pflegeeltern gewährleistet und belegt wird.
- \_ verpflichtet sich zu Organisationskonzept und Rechnungslegung, zu einem pädagogischen Leitbild und zur systematischen Erziehungs- und Entwicklungsplanung. Neben der Fachkompetenz der Leistungsträger führt dies dazu, dass sich die Pflegefamilie im Diskurs um Ressourcen und politische Akzeptanz durch die Behörden auf gleicher Augenhöhe mit den übrigen professionellen Partnern bewegen und einbringen kann.
- \_ ist als anerkannte Form professioneller Kinder- und Jugendhilfe ein attraktiver Praxisausbildungsort für die Schulen der Sozialen Arbeit.
- \_ lebt von der kleinen Struktur und vom verbindlichen Engagement. Sie hat auch deren Nachteile auf einem speziellen Markt. Sie tut sich immer noch schwer damit, den nachhaltigen Nutzen einer Wertarbeit zu erklären, welcher sich nicht auf der Stelle durch die Senkung von Sozialkosten, durch Eingliederungsquoten oder durch niedrigere Kriminalitätsraten belegen lässt.
- \_ reflektiert in den verschiedenen Familienphasen, zum Beispiel mithilfe eines Coachs, die Berufsrolle einer «bezahlten Elternschaft» als Balanceakt zwischen selbstloser Fürsorge, selbstbestimmter Lebensplanung und selbständiger Unternehmensführung.
- \_ kann die vielzitierte «Gnade der späten Geburt» für sich in Anspruch nehmen. Die Verlustanzeigen der ehemaligen Heimerziehung haben ihr Visionen zugehalten, die sie heute sowohl zum Experiment wie zur Re-Vision verpflichten.

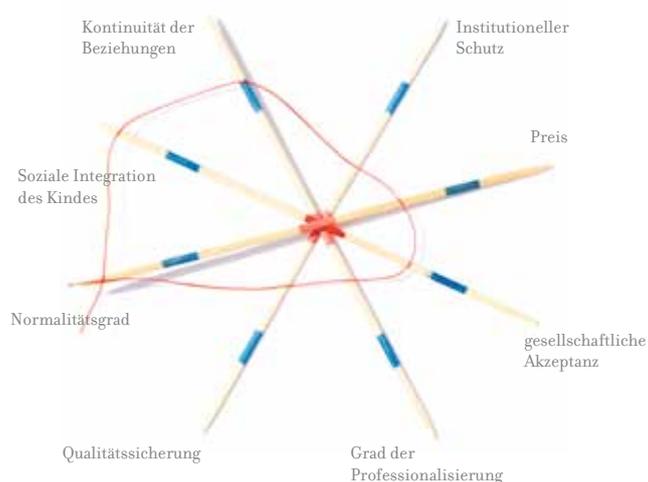
## Noch ein Vergleich

Man soll nicht naiv Vor- und Nachteile aufzählen, schreibt Fred Hirner in seinem Text. Wir (tipiti und die Redaktion) wagen trotzdem den Versuch, anhand der unten stehenden Grafiken die ungefähren Unterschiede zwischen den vier besprochenen Modellen zu visualisieren. Die Darstellungsart nennen wir – um ihre Unwissenschaftlichkeit zu betonen – «Fadagramme».

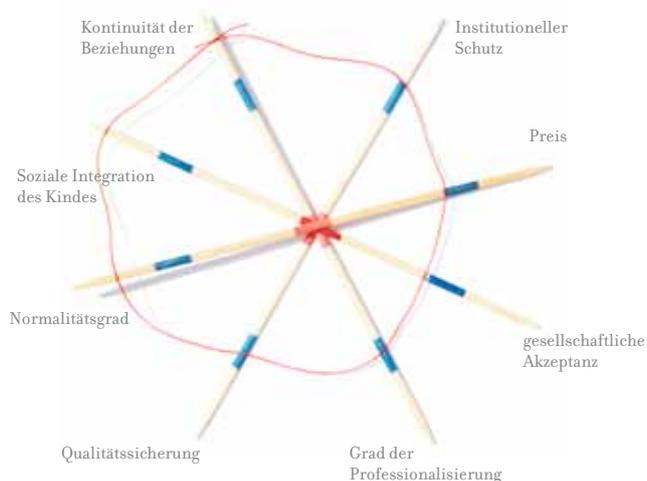
### Das sozialpädagogische Heim



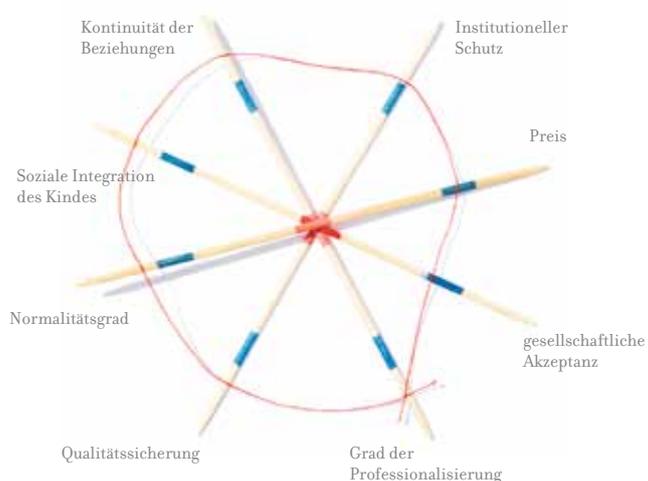
### Die unbegleitete Pflegefamilie



### Die begleitete Pflegefamilie



### Die sozialpädagogische Pflegefamilie



## Biografiearbeit – was sie so hilfreich macht

Viele Kinder, die nicht mehr in ihrer Familie leben können, spüren nicht genug sicheren Boden unter den Füßen. Oftmals fehlen ihnen einfache Basisinformationen. In Großbritannien steht deshalb gesetzlich jedem fremd platzierten Kind die Gestaltung eines «Life Story Books» zu. Ein Lebensbuch, ausgestaltet mit Fotos oder gemalten Bildern und Texten kann Kindern und Jugendlichen verlorene Teile ihres Selbst wieder zugänglich machen. Sie erhalten einen «Beweis» ihrer Existenz und der Existenz ihrer Familie. Bewährt haben sich auch die Arbeit mit Symbolen wie Lebensbäumen, Lebensketten, Lebenslinien, Lebenswegen, auf denen wichtige Ereignisse dokumentiert werden. In der Biografiearbeit entsteht eine Dokumentation. Gedanken oder Gespräche verblässen oder werden umgedeutet. Was einmal «festgehalten» ist, hat eine andere Verbindlichkeit und Gültigkeit.

In Uganda zum Beispiel werden von der Organisation NACWOLA (National Community Of Women Living With Aids) seit 1992 HIV-infizierte Mütter angeleitet, mit und für ihre Kinder «Memory Books» zu verfassen. Familiengeschichten, Traditionen, Märchen, Lieder, Fotos und kleine Zeichnungen, Ratschläge, Gedanken, Wünsche – alles findet Platz in den bunten Heften, die bald zum wertvollsten Besitz der Kinder werden.

Wichtige, oftmals unausgesprochene Fragen sollen in der Biografiearbeit beantwortet werden: Wo komme ich her? Wer ist meine Mutter, mein Vater? Wer sind meine Großeltern? Wo sind meine Geschwister? Welche Eigenschaften und Fähigkeiten habe ich mit ihnen gemeinsam? Warum musste ich fort?

Biografiearbeit kann und soll niedrig dosiert mit vielen spielerischen Komponenten beginnen: Äußere Merkmale, Aussehen, Fähigkeiten, Interessen, Empfindungen und Gefühle des jungen Menschen werden dargestellt. Später kann Biografiearbeit auch sehr in die Tiefe gehen. Fachkräfte oder Bezugspersonen, die mit dem Kind biografisch arbeiten, müssen verlässlich und einfühlsam sein. Sie benötigen Kreativität, Einfühlungsvermögen und die Bereitschaft, schmerzhaft Aspekte der Lebensgeschichte mit dem Kind oder Jugendlichen zu tragen und zu betauern. Zugleich sollen positive und glückliche Erinnerungen und Erfahrungen immer wieder hervorgehoben werden, damit die Persönlichkeit des jungen Menschen gestärkt wird.

Biografiearbeit hilft, Geschehnisse des Lebens besser zu verstehen und anzunehmen. Seelische Energie wird frei für andere Entwicklungsaufgaben. Biografiearbeit hat eine stabilisierende Wirkung: Lebensfreude und Lebenszufriedenheit können gesteigert werden. Kinder und Jugendliche können mutiger in die Zukunft zu schauen.



\* Irmela Wiemann ist Psychologin, Familientherapeutin und Autorin. Sie lebt in Weinbach/Deutschland.

### Zum Weiterlesen:

Irmela Wiemann: Adoptiv- und Pflegekindern ein Zuhause geben. Informationen und Hilfen für Familien. Balance: Bonn, September 2009

Birgit Lattschar, Irmela Wiemann: Mädchen und Jungen entdecken ihre Geschichte. Grundlagen und Praxis der Biografiearbeit. Herausgeber IGfH. Juventa: Weinheim, 2007, 2. korrigierte Auflage 2008

## Erinnerungsbox von Tamara (16)\*

### 3 Jahre

Meine Grosseltern haben an Weihnachten immer eine Krippe. Ich wollte unbedingt das Jesuskindli mitnehmen. Ich durfte. Sie verwöhnen mich ein bisschen, weil ich es mit meiner Mutter so schwierig habe.

### 6 Jahre

Meine ersten Ferien am Meer. In Ischia. Mein Traum: Ich möchte mal in der Karibik Ferien machen. Ich liebe Reggae.

### 8 Jahre

Für jeden Milchzahn gab es ein kleines Geschenk. Aber nie Schokolade, obwohl ich mir immer Kinderschokolade wünschte wegen der Spielsachen. Aber meine Pflegeeltern sind «es bitzeli stur».



### 1 Jahr

Wallross «Walli» hatte ich schon dabei, als ich mit eins in die Pflegefamilie kam. Heute bewacht er meine Parfümfläschli-Sammlung.

### 5 Jahre

Als ich klein war, wollte ich immer fliegen können. Ich war neidisch auf die Vögel.

### 7 Jahre

Die Zeichnung haben mir meine Pflegeeltern aufbewahrt. Ein Zauberer verwandelt meine Familie in Tiere, meinen Pflegevater in ein Känguruh, weil er Hausmann war, meine leibliche Mutter in einen Papagei, der in einen Käfig eingesperrt ist.

\*Die Erinnerungsbox ergänzt das «Lebensbuch», das zwei-dimensionale Kernstück der Biografiearbeit. Tamara ist eine fiktive Person. Die Erinnerungsstücke sind authentisch. Wir danken den Pflegekindern, die sie uns zur Verfügung gestellt haben.

**9 Jahre**

Die hat mir meine beste Freundin gemacht. Ab und zu sehe ich sie noch heute. Wir können dann den ganzen Abend quatschen, was wir alles angestellt haben.

**11 Jahre**

Ist es nicht knuffig? Es leuchtet sogar im Dunkeln. Das hat mir die Mutter meiner Pflegemutter geschenkt.

**14 Jahre**

Den hat mir mein Pflegevater von einer Reise aus Namibia mitgebracht.

**16 Jahre Deckel einer Kerze**

Mit meiner Pflegemutter war ich in der Notre Dame. Ich wollte dort rein, obwohl ich ja nicht religiös bin oder so. Wir haben eine Kerze angezündet für unsere Putzfrau, die es nicht so leicht hat. Ich finde Paris cool, möchte dort mal leben. Obwohl ich Französisch nicht mag.

**10 Jahre**

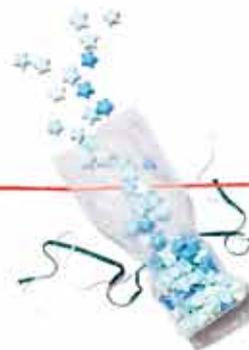
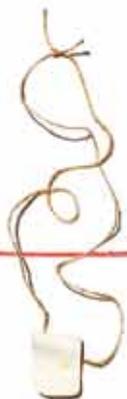
Aus einem Stück Knochen haben wir in der Schule diesen Anhänger gefeilt.

**12 Jahre**

Meine Pflegeeltern haben unseren Hund umgebracht. Sie nannten es «einschläfern». Aber er wurde ja nicht gefragt, ob er das wolle. Für mich war es hart. Denn er war mein Freund, seit ich weiss.

**15 Jahre**

Julia hat mir 100 Glückssterne für die Neujahrsnacht gefaltet. Ich hätte sie zerdrücken sollen, weil es Glück bringt, habe es aber verpasst. Jetzt reut es mich.



## «Sie haben es gut in der Pflegefamilie.»



Wir treffen Mario Bühler\* (34) in einem Lokal ausserhalb der Stadt. Er habe es sich einige Male überlegen müssen, ob er uns treffen wolle, sagt er im Gespräch. Wir haben ihm vollständige Anonymität zugesagt, zu seinem und zum Schutz seiner Kinder.

Mario Bühler berichtet uns, seine Kinder seien seit vier Jahren in einer Pflegefamilie. Leon\* (damals 4) und Eric\* (damals 8) seien an jenem Morgen im November in der Krippe und in der Schule gewesen, als sie um acht Uhr dort abgeholt und sogleich in eine Pflegefamilie gebracht worden seien. «Auf zehn Uhr waren meine Ex-Frau und ich bei der Vormundschaft vorgeladen. Wir wurden informiert, dass die Kinder jetzt weg seien, platziert, Kinderschutzmassnahme,» erzählt Bühler.

Seine Hände suchen am Wasserglas Halt. Wo sie seien und wie lange es dauere, habe man ihnen nicht gesagt. In der Ecke seien zwei Polizisten gestanden, vor ihnen hätten eine Psychologin gesessen und die Beiständin. «Das war ein Hammer,» erinnert sich Bühler auf die Frage nach seinen Gefühlen damals.

Bis dahin habe er gedacht, alles richtig zu machen. Er habe immer gearbeitet, seine Ex-Frau Corinne sei zu Hause gewesen. «Und auch mal auf der Gasse, manchmal mit den Kindern,» fügt Bühler bei. Er selber sei viel unterwegs gewesen, arbeiten, und ja, auch «dem Zeugs nachrennen». Ob er gedealt habe? «Ja.» Es sei gekommen, wie es habe kommen müssen: Drei Monate Knast, Job weg, Sozialamt, Vormundschaft mit ständig wechselnden Sozialarbeitern.

Mario und Corinne\* Bühler hatten sich vor zwölf Jahren kennen gelernt, geheiratet und «ziemlich schnell» das erste Kind bekommen. Mario Bühler selber sei seit seinem sechzehnten Altersjahr süchtig gewesen. «Meiner Ex geht es heute immer noch nicht gut,» erzählt er. Inzwischen seien sie geschieden. Er habe sich für Entzug und Therapie entschieden: «Zwischen August 2007 und Juli 2009 war ich in der Therapiestation.» Seine Stimme klingt, als sei er froh, wieder draussen zu sein. «Aber es hat einen Haufen gebracht. Ich habe wieder einen Job, Lagerist, und wohne hier in der Nähe in einer Wohngemeinschaft. Vor zwei Wochen waren die Kinder das erste Mal über Nacht bei mir,» erzählt er verhalten stolz. Wie das war? «Wieder neu, ungewohnt.» Bis dahin sei es ein zwei Jahre langer Weg gewesen. Zuerst habe er mit den Kindern seine Mutter im Pflegeheim besuchen dürfen, begleitet von der tipiti Fachberaterin. Später habe er seine Kinder bei seiner Schwester besuchen dürfen, zuerst stundenweise, dann auch mal länger. Seit Anfang Jahr sei einmal Leon eine Nacht bei ihm zuhause, dann Eric. Nächsten Herbst würden sie eine ganze Woche bei seiner Schwester verbringen dürfen. Seine Augen leuchten.



Unsere Frage liegt auf der Hand: Ob er daran denke, seine Kinder einmal für immer bei sich zu haben? Bühler antwortet klipp und klar: «Nein, ich würde die Kinder dort raus reißen. Sie haben es gut in der Pflegefamilie.» Ob er das Gefühl habe, etwas verpasst zu haben? «Ja, aber es ist schon zu spät. Es hat viel gebraucht zu akzeptieren, dass sie weg sind. Jetzt ist es so.» Was er sich wünsche? «Eine andere, tiefere Beziehung mit den Kindern. Vor einer

Woche hat Eric von sich aus angerufen: Wow! Das wünschte ich mir öfter – obwohl, ich durfte sie bisher leider auch nur selten anrufen.» Ob er sich manchmal wünsche, sein Leben zurückspulen zu können? «Ja, bis dorthin, als ich zwölf war. Ich würde die Schule anders machen, eine andere Ausbildung. Ich würde den Fehler nicht noch mal machen, Stoff zu nehmen. Und ich würde nicht noch einmal ein Kind machen, um aus meinem eigenen Problem heraus zu kommen. Sondern erst, wenn es bei mir selber stimmt.» Das Wasserglas ist leer getrunken. Mario Bühler verabschiedet sich von uns und verlässt das Lokal. (tg)

\*Alle Namen sind von der Redaktion geändert. Wir bedanken uns bei der porträtierten Person.

## Fast wie bei Meiers und Müllers. Aber nur fast.



Wir erreichen das Haus der Familie Stierli\* in ländlicher Umgebung kurz vor halb elf. Der letzte Schnee schmilzt uns soeben unter den Füßen weg. Die Tür geht auf, Heidi Stierli (35) trägt Ramiro\* auf dem Arm. Der Junge (10 Monate) strahlt uns aus tiefdunklen Augen an. Der Kleine war als acht Wochen altes Baby zu Stierlis gekommen. Seine Mutter war zu dieser Zeit noch nicht achtzehn gewesen, auf sich allein gestellt, ohne Einkommen. Deshalb hatte sich die Vormundschaft eingeschaltet und Ramiros Platzierung in eine tipiti Pflegefamilie für drei bis fünf Jahre verfügt. Die Mutter soll in dieser Zeit eine Ausbildung machen und auf eigene Beine zu stehen kommen. Ramiro soll danach wieder zu ihr zurück. Zu allem Elend lehnen die Eltern der Mutter den Kindsvater ab, weil ihnen seine ethnische Zugehörigkeit nicht passt. Es besteht ein Risiko, dass der Vater der Mutter das Kind wegnehmen könnte. Deshalb geschieht Ramiros Platzierung «verdeckt», was heisst, dass nicht bekannt sein darf, wo er lebt. Wir haben deshalb die Namen der Personen geändert, und die Fotos zeigen keine Gesichter. Diese Umstände sind typisch für die Situation eines Pflegekindes.

Heidi Stierli jongliert in der Küche mit Pfannen, Rüstmessern und den Fragen des Reporters, setzt Ramiro auf den Boden, regt ihn zum Spielen an oder hievt ihn auf den Kindersitz. Heidi Stierli gibt offen Auskunft. «Mein Mann und ich haben uns Kinder gewünscht, bis jetzt haben sich aber keine eingestellt. Die Familienplanung ist für uns aber noch nicht abgeschlossen.» Stierlis haben vor zwei Jahren ein erstes Pflegekind aufgenommen. May ist inzwischen acht und geht zur Schule.

Heidi Stierli muss sich beeilen, um zwölf muss das Mittagessen auf dem Tisch stehen, wenn ihr Mann und May nach Hause kommen. Jetzt ist es Zeit für Ramiros Brei. Herdöpfel und Rübli, mhh, Ramiro öffnet sein Mündchen Löffel für Löffel. Heidi Stierli ist die Geduld in Person. Ob sie nie gestresst sei? Stierli: «Manchmal schon, zum Beispiel letzte Woche, als Ramiro erkältet war und kaum schlafen konnte. Wir haben ihn zu uns ins Bett genommen, um doch ab und zu ein Auge zuzutun. Da können wir uns schon mal etwas in die Haare geraten. Aber das geht immer gut vorbei.» Das kennt jedes Paar mit Kindern. Warum sich jemand eine solche Aufgabe aussucht, liegt als Frage in der Luft. Stierli: «Ich helfe gern. Wir verstehen es auch als Dienst an der Allgemeinheit.»

Heidi Stierli ist ausgebildete Hauspflegerin und hat über elf Jahre bei Spitex gearbeitet, zuletzt als Bereichsleiterin. Stierlis haben nach einem Orientierungsseminar ihr Angebot als Pflegeeltern für tipiti deponiert. Neun Monate später flatterte die erste Anfrage ins Haus. Heidi Stierli besucht jetzt den Ausbildungskurs für die qualifizierte Begleitung von Pflegekindern. «Ich geniesse diese Ausbildungstage, auch weil ich einmal etwas nur für mich tun kann.»

May kommt nach Hause, sie ruft: «Hoi Heidi!» Es klingt wie in einer ganz normalen Familie. Ausser dass nicht Heidi, sondern Mays Mutter Mami heisst. May wird dauerhaft in der Pflegefamilie bleiben, bei ihren leiblichen Eltern kann sie nicht kindgerecht aufwachsen. Die thailändische Mutter hat selber um eine Pflegeplatzierung gebeten, sie fühlt sich ausserstande, May Mutter zu sein. May kommt ganz offen auf uns zu. «Wieviel kostet die Kamera?» Grosse Augen. Ob sie zu Fuss nach Hause komme? «Jetzt bin ich mit dem Schulbus gefahren.» Manchmal komme sie aber zu Fuss, nach der freiwilligen Turnstunde zum Beispiel. Heidi Stierli lacht augenzwinkernd. «Und dann dauert der Schulweg oft ziemlich lang.» May zeigt uns ihren selbst gestrickten Teddy und das Keyboard, das ihr Vater ihr geschenkt habe.



«Siehst du Papi und Mami manchmal?» fragen wir. «Ja.» Kurze Antwort. May ist jedes zweite, dritte Wochenende bei Mami und alle zwei Monate bei den Grosseltern von Papi, der dann auch dort ist. Ob sie gern bei Mami und Papi sei? «Mami hat nie Zeit, sie schläft immer und schimpft, und manchmal wirft sie mir etwas nach.» Das mache Angst, und sie fühle sich dort oft allein. May gibt lebhaft Auskunft. «Es ist besser, hier zu wohnen. Ich habe mehr Freundinnen und alle kennen mich.» Beim Vater sei sie gern, aber der habe eben auch nicht viel Zeit. Mays Vater war drogenabhängig und ist wieder verheiratet. Bei ihm leben könnte May aber nicht, ihre Mutter würde es nicht akzeptieren. Auf Mays Frage, wie lange sie bei Stierlis leben werde, habe ihr Mami gesagt: «Bis du gross bist.»

Pflegevater Stierli kommt nach Hause. Alle begrüssen sich liebevoll, setzen sich zu Tisch. Es duftet aus glänzenden Töpfen. Marcel Stierli (32) ist Schreiner, Feuerwehrkommandant und Präsident des Schützenvereins. Ob all das nicht etwas intensiv sei, fragen wir. «Doch schon, aber ich kann nicht nein sagen, wenn ich etwas für die Gemeinschaft tun kann.» Die vorletzte Nacht habe es einen Ernstfalleinsatz gegeben. «Da ist man dann schon etwas müde, klar.»

Aber es lasse sich ganz gut mit der Familie vereinbaren, sagt Marcel Stierli. Ob er ihren Entschluss, Pflegekinder aufzunehmen, nie bereut habe? Die Antwort kommt sofort: «Nein, es stimmt für mich völlig. Das Leben hat sich verändert. Ich sitze weniger im Büro und nehme mir mehr Zeit mit den Kindern. Wir als Paar müssen einfach aufpassen, dass wir noch zum Geniessen kommen.»

Wie sie das machen? Heidi Stierli: «Wir nehmen uns ein Mal im Monat ganz bewusst Zeit. Wenn Marcells Mutter hütet, gehen wir eine Pizza essen und trinken ein Glas Wein.» Was sie übrigens auch jeden Abend vor dem Zubettgehen tun, um ihre Gedanken auszutauschen. Ob er Vatergefühle habe? Marcel Stierli: «Ja, und ein Gefühl von Verantwortung. Es macht Sinn, Kindern die Chance auf eine Familie zu geben.» Dann legt er sich für zehn Minuten aufs Sofa. Ramiro spielt neben ihm.

Minuten später sind May und Marcel Stierli aus dem Haus. Sie haben sich herzlich verabschiedet. Die Sonne schickt Frühlingstrahlen. Ramiro ist reif für den Mittagschlaf. Pflegemutter Stierli für einen Kaffee mit den Besuchern. Was diese Familie von einer normalen Familie unterscheidet?

Sie überlegt, sagt dann: «Der Umgang miteinander und der Tagesablauf sind wohl sehr ähnlich. Anders ist nur, dass wir gewisse Dinge nicht selber entscheiden können. Zum Beispiel, ob May in den Religionsunterricht geht oder nicht.» Doch das sei inzwischen mit allen abgesprochen – May besucht den ökumenischen Unterricht, wie die anderen ihrer Klasse.

Was sie aus ihrem Umfeld zu hören bekomme? «Nie Negatives.» Einmal habe die Kassiererin in der Migros gefragt, ob Ramiro ihr Kind sei. Sie habe sie aufgeklärt. Andere fragten manchmal, ob sie nicht Angst habe, Ramiro wieder zurückgeben zu müssen. «Es ist dann einfach so. Wir sind uns bewusst, dass Ramiro nur für ein paar Jahre bei uns ist.»

Ramiro erwacht. Wir verabschieden uns. Später wird Heidi Stierli Haushalt machen, Ramiro wird spielen. Dann wird es Abendessen geben. Um acht werden die Kinder im Bett sein, die Grossen werden einen Moment für Büro, Zeitung und Fernsehen haben. Und dann werden die Stierlis ein Gläschen zusammen trinken. Spätestens um elf werden sie ins Bett müssen.

Von aussen sieht alles aus wie in Millionen anderen Familien. Die Geschichten aber, welche die Kinder mitbringen, sind anders. Ziemlich anders. (tg)

## Eignen Sie sich als Pflegeeltern? Testen Sie sich selbst.

**Kreuzen Sie die Kästchen an, wo Sie die Frage mit JA beantworten. Bei NEIN lassen Sie das Kästchen frei.**

- A**  Ich bin bereit, eine echte Familiengemeinschaft mit einem fremden jungen Menschen einzugehen.  
 Ich bin bereit, meinen Alltag langfristig auf einen anderen Menschen neu einzustellen.  
 Ich bin bereit, mich auf einen jungen Menschen einzulassen, auch wenn dieser sich nicht auf die gleiche Weise auf mich einlassen kann.
- E**  Ich habe ein grosses Herz.  
 Ich bin klar und kann Grenzen setzen.  
 Ich kann mich gut in andere einfühlen.
- K**  Es fällt mir leicht, mich so auszudrücken, dass mich die anderen in der Regel verstehen.  
 Ich kann gut zuhören.  
 Ich kann meine Bedürfnisse und Wünsche gut formulieren.
- L**  Ich will neue Seiten an mir kennen lernen und mich entwickeln.  
 Ich bilde mich gerne weiter.  
 Ich möchte Seiten des Lebens und der Menschen kennen lernen, die mir noch fremd sind.
- Z**  Ich bin bereit, meinen familiären, intimen Raum „öffentlich“ werden zu lassen.  
 Ich bin bereit, angestellt zu sein und Vorgesetzte zu haben in meinen eigenen vier Wänden.  
 Ich bin bereit, in meinen eigenen vier Wänden zu arbeiten und doch immer im Rahmen eines Auftrages tätig zu sein.
- R**  Ich kenne meine Grenzen und kann gut eingestehen, wenn ich nicht mehr weiter weiss.  
 Ich bin es gewohnt, mir Hilfe und Rat von aussen zu holen, bevor es brennt.  
 Ich weiss, wie und wo ich neue Energie tanken kann.
- SI**  Vorwürfe nehme ich oft persönlich.  
 Enttäuschungen beschäftigen mich unverhältnismässig lang.  
 Wer mein Vertrauen missbraucht hat, hat es schwierig, es wieder zu bekommen.
- S2**  Ich habe in meinem Leben schon Schwieriges erlebt und gemeistert.  
 Ich stehe mit einer positiven Haltung im Leben, auch wenn es anders läuft, als ich mir das vorgestellt habe.  
 Ich bin nicht alleine, ich fühle mich in meinem Leben und Wirken gut unterstützt und getragen.
- W**  Ich bin bereit, meine Gewissheiten und Überzeugungen zu überprüfen – und sogar einige davon fallen zu lassen.  
 Ich habe klare Werte – und bin bereit, sie in Frage stellen und überprüfen zu lassen.  
 Ich kann Kompromisse schliessen.

Beim Beantworten der Fragen ist es Ihnen aufgefallen: Die Aufgabe als Pflegeeltern ist von Widersprüchen geprägt. Auf der einen Seite die echte Familiengemeinschaft und auf der anderen Seite das Angestelltenverhältnis mit der Vorgesetzten und dem Auftrag. Was Pflegeeltern in diesem Spannungsfeld leisten und leisten müssen, wird trotz einer allmählichen Sensibilisierung in der Gesellschaft nach wie vor massiv unterschätzt.

Dieser «Test» soll vor allem eine Gesprächsgrundlage sein. Denn Pflegeeltern zu sein ist ein Lernprozess über Jahre hinweg. Setzen Sie sich mit uns in Verbindung. Wir haben ein mehrstufiges Vorgehen, wo Sie sich Schritt für Schritt ein Bild machen können und wo Sie von uns Informationen und auch Feedback erhalten.

**Antworten mit NEIN (nicht angekreuzte Kästchen):** Lesen Sie die Kommentare weiter unten zum jeweiligen Themenkreis. Und vor allem: Diskutieren Sie das Thema mit ihrer Partnerin oder ihrem Partner.

## A Alltag

Lassen Sie sich Kontakte mit Pflegefamilien in unterschiedlichen «Stadien» vermitteln: Pflegefamilien mit einem Kleinkind, Pflegefamilien mit Schulkindern oder Pubertierenden. Lassen Sie sich von den reichen Erfahrungen, vom Schwierigen und vom Schönen erzählen. Unternehmen Sie etwas gemeinsam mit der Pflegefamilie.

## E Erziehung

Erfahrene und erfolgreiche Eltern sind oft überrascht, dass sie ihren erprobten Erziehungsstil mit Pflegekindern ändern müssen. Während bei den leiblichen Kindern vieles über die Vernunft und das Vertrauen möglich war, funktioniert das plötzlich nicht mehr. Pflegekinder sind in der Regel traumatisierte Kinder. Ihre Erziehung benötigt eine gut ausgewogene Mischung an Liebe, Geduld, Aushalten, Klarheit, Grenzen setzen und Struktur geben. Das ist nicht jedermanns Sache.

## K Kommunikation

Ganz wichtig für den Erfolg eines Pflegeverhältnisses ist die kommunikative Kompetenz der Pflegeeltern. Dann, wenn es darum geht, sich die notwendige Hilfe zu holen, dem Beistand die Beobachtungen bezüglich dem Pflegekind mitzuteilen, dem Pflegekind zu helfen, seine Gefühle zu formulieren, etc.

## L Lernen und Entwickeln

Ein Gewinn, den Pflegeeltern aus ihrer Aufgabe mitnehmen: Sie haben unendlich viel über sich selber gelernt. Das Pflegekind ist darauf angewiesen, dass sich die Pflegeeltern auf einen Lernprozess einlassen. Oft bringt zum Beispiel das Pflegekind eine Biographie mit, die in der Biographie eines Pflegeelterns eine ähnliche Begebenheit anrührt. Nur wenn dieser Pflegeeltern teil bereit ist, sich von dieser Verbindung der beiden Biographien berühren zu lassen und seine Biographie zugunsten des Pflegekindes anzuschauen, kann er es optimal auf seinem Lebensweg begleiten.

## Z Zusammenarbeit

Sehr gewöhnungsbedürftig ist es für alle Pflegeeltern, dass sie zu einer öffentlichen Familie mit einem Auftrag der öffentlichen Hand werden. Die Erziehungsmethoden sind nicht mehr privat. So kann es zum Beispiel einmal vorkommen, dass einem Pflegevater ungewollt die Hand ausrutscht – das traumatisierte Kind hat ihn über längere Zeit provoziert. Wichtig ist jetzt, tipiti und den Beistand zu informieren. Den Eltern des Kindes müssen die Umstände vermittelt werden können. Nicht, dass sie es vom Kind erfahren und unter Umständen die Pflegeeltern gar anzeigen.

## R Ressourcen

Auch wenn die tipiti-Fachberaterin das Pflegeverhältnis intensiv begleitet: Die 7mal24-Stunden-Woche tragen die Pflegeeltern allein; die Fachberaterin verabschiedet sich nach zwei Stunden wieder. Darum ist es wichtig, dass Pflegeeltern formulieren können, wie es ihnen geht, was sie aushalten und was sie brauchen. Von aussen ist dies oft schwer ersichtlich. Zur Vorbereitung als Pflegeeltern gehört, die eigenen und gemeinsamen Ressourcen zu entwickeln und regelmässig zu pflegen (Zeit für sich und als Paar, Hobbies, Entspannung usw.).

**Hier sind Ihre JA Antworten (=angekreuzte Kästchen) bedenkenswert.**

## S1 Stabilität 1

Mit einem Pflegekind leben heisst lernen, vieles nicht persönlich zu nehmen. Das Pflegekind überträgt seine enttäuschenden Erfahrungen mit seinen Eltern oft auf seine Pflegeeltern. Die Pflegemutter gebe dem Kind nicht genug zu essen oder schicke es zu spät zur Schule, erzählt das Kind zum Beispiel der Lehrerin. Zudem können die Pflegeeltern das schwere Schicksal des Pflegekindes nicht ungeschehen machen; auch das kann eine grosse Enttäuschung sein. Eine eigene innere Stabilität, unabhängig von der Stabilität des Pflegekindes, ist darum für Pflegeeltern sehr wichtig.

## S2 Stabilität 2

Eine eigene Stabilität, erworben durch das Bewältigen schwieriger Lebenssituationen, ist eine grosse Ressource für Pflegeeltern: «Ich habe das geschafft und auch du, Pflegekind, wirst es trotz deines schweren Rucksacks schaffen.» Zentral wichtig für Pflegeeltern ist zudem ein Netzwerk von Menschen, die sie unterstützen. Und da sprechen wir jetzt nicht von den Fachpersonen. Die sind wichtig. Aber im Alltag sehen wir immer wieder, dass die Nachbarin oder die Mutter, die da sind, die unkompliziert einspringen oder einen Kaffee trinken kommen, zentrale Stützen sind.

## W Werte

Lügen und stehlen: Wer das in seiner Familie auf keinen Fall möchte, sollte sich das Thema Pflegekinder nicht antun. Mit traumatisierten Pflegekindern kommen diese Themen sehr oft in die Familien. Sie sind moralisch nicht lösbar, sondern brauchen Liebe, Einfühlung, Klarheit, Regeln und viel Geduld.

## Pflegekinder in der Gesellschaft



\*Jacqueline Fehr, Nationalrätin und Vize-Präsidentin SP, Vorstandsmitglied Pflegekinder-Aktion Schweiz

Pflegekinder sind auf den Schutz des öffentlichen Interesses angewiesen. Denn Pflegekinder tragen oft schwere Steine in ihrem Lebensrucksack. Sie müssen ihre Herkunftsfamilie verlassen, weil ihre Mutter psychisch schwer krank ist, weil die Eltern an Suchtkrankheiten leiden, weil Gewalt in der Familie ein Zusammenleben unmöglich macht, weil der Vater die Mutter umgebracht hat oder weil die Eltern grundsätzlich nicht in der Lage sind, Verantwortung für ihr Kind zu übernehmen. Die Pflegeeltern übernehmen deshalb mit der Aufnahme eines Kindes eine sehr anspruchsvolle Aufgabe. Nur guter Wille reicht da nicht. Damit Fehl- und Umplatzierungen verhindert werden können, müssen Pflegefamilien sorgfältig ausgewählt und auf ihre Aufgabe genau vorbereitet werden. Pflegeeltern brauchen Unterstützung, wenn sie an ihre Grenzen stossen oder das Familiengefüge auseinander zu brechen droht. Und es braucht eine klare Regelung der Rechte und Pflichten aller Beteiligten. Um all das zu regeln und den Eltern, Pflegeeltern und Kindern zur Seite zu stehen, braucht es den Staat, resp. ein gewisses Mass an Kontrolle – zum Wohl der Kinder!

Die geltende Pflegekinder- und Adoptionsverordnung (PAVO) stammt aus dem Jahre 1977. Vielerorts blieb die Verordnung lange Jahre toter Buchstabe. Die Pflegekinder und die Pflegeeltern hatten nie eine starke Lobby. Politische Aufmerksamkeit gab es nur, wenn irgendwo ein Skandal aufflog. Das zeigt sich auch in der fehlenden Statistik. Niemand weiss, wie viele Kinder in der Schweiz in Pflegefamilien leben. Schätzungen reichen von 15'000 bis 60'000 Kinder.

In einem Postulat habe ich im Jahre 2002 vom Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement einen Expertenbericht über das Pflegekinderwesen in der Schweiz verlangt. So wurde das Pflegekinderwesen endlich unter die Lupe genommen. In der Folge machte sich das Bundesamt für Justiz an die Erarbeitung einer neuen Verordnung. Die medialen Reaktionen dazu waren teilweise erschreckend unüberlegt und kinderfeindlich. Dies zeigt, dass die Gesellschaft gegenüber dem Pflegekinderwesen und dem Wohl der einzelnen Kinder noch viel sensibler werden muss. Trotz oder gerade wegen des teils heftigen Widerstands: Die neue Verordnung leistet dazu einen wichtigen Beitrag. Entscheidend wird jedoch sein, wie der Verordnungstext im Alltag der Vormundschafts- und Kinderschutzbehörden umgesetzt wird. Es wird weitgehend Aufgabe der Fachorganisationen sein, klar Partei für die Kinder zu ergreifen und sich dafür einzusetzen, dass möglichst viele von ihnen ein zweites Zuhause erhalten, das ihnen Verbindlichkeit, Sicherheit und Geborgenheit bietet.

**An:** tipiti, vormals Verein Heilpädagogische Grossfamilien VHPG  
**Gesendet:** 23. Februar 2010 0:43  
**Von:** Heidi Mattmüller, Fachstelle Pflegekinder-Aktion St.Gallen  
**Betreff:** Begleitung – ein notwendiges Übel?



Hallo tipiti

Pflegefamilien haben nicht nur ein Recht auf Begleitung, sondern auch die Pflicht, sich «in die Stube schauen» und beraten zu lassen. Und zwar während der ganzen Dauer eines Pflegeverhältnisses – und darüber hinaus.

In den verschiedenen Phasen ist unterschiedlich viel Unterstützung nötig. Anfangszeiten können sehr herausfordernd sein und das ganze Familiensystem erschüttern. Die eigenen Kinder und das Pflegekind reagieren auf die neue Situation. Besuche bei den leiblichen Eltern können Pflegekind und Pflegeeltern verunsichern und Fragen aufwerfen. Alle Arten von Veränderung sind oft sehr anspruchsvoll für das Pflegekind und seine Bezugspersonen. Und die Pubertät, schon für «ganz normale Kinder» aus «ganz normalen Familien» eine enorme Herausforderung, kann sich für Pflegekinder und deren Umfeld ganz schön aufreibend

gestalten. Zusätzlich zu den Phasen gilt es, die alltäglichen Krisen- und Konfliktsituationen zu bewältigen. Pflegeeltern und Pflegekinder brauchen auch Unterstützung, wenn ein Pflegeverhältnis beendet wird. Vorher und erst recht nachher.

Beratung und Begleitung heisst für uns, Beratungen für alle am Pflegeverhältnis beteiligten Personen anzubieten, heisst auch Austausch für Pflegeeltern, Kinder und Jugendliche am traditionellen Pflegefamilienstag. Heisst, Pflegeeltern mit Pflegeeltern sowie Eltern mit Eltern zu vernetzen, damit sie sich gegenseitig unterstützen können, und heisst auch, Pflegeeltern auf das Kursangebot der Pflegekinder-Aktion Schweiz hinzuweisen – und Kurse für Aufsichtspersonen durchzuführen.

Freundliche Grüsse  
 Heidi Mattmüller

**An:** tipiti  
**Gesendet:** 16. Februar 2010 10:52 Uhr  
**Von:** Mirjam Wirthgen, Pflegemutter  
**Betreff:** Begleitung von Pflegefamilien



Seit acht Jahren betreue ich mit meinem Mann Pflegekinder, derzeit drei traumatisierte Mädchen. Die Begleitung durch eine Fachperson erscheint uns essentiell. Unsere Kernaufgaben sind die Begleitung, Beratung und Förderung der uns anvertrauten Kinder. Zu der üblichen familiären Arbeit kommen die für Pflegefamilien zusätzlichen Aufwände wie Koordination mit und Begleitung von Herkunftsfamilien, Beiständen, Therapeuten, Anwälten, finanzielle Abklärungen, Organisation von Standortgesprächen. Diese nehmen viel Zeit in Anspruch und werden mit Vorteil von einer neutralen, professionellen Stelle organisiert.

Zwei Modelle von Begleitung habe ich kennen gelernt, die sich in Fachberatung und Entlastung gleichen. Beim ersten Modell war ich als Pflegemutter angestellt und habe von einer angepassten Entschädigung profitiert. Ich erlebte die Begleitung sehr nahe und intensiv, mit

monatlichen Besuchen in der Pflegefamilie und regelmässiger Supervision.

Beim aktuellen Modell sind wir als Pflegeeltern nicht angestellt. Wir verfügen über eine Pflegeplatzbewilligung der Wohngemeinde und werden einmal im Jahr von der Pflegekinderaufsicht der Wohngemeinde besucht. Angegliedert sind wir der Pflegekinderaktion St. Gallen. Dort nehmen wir fachliche Beratung und Unterstützung in Anspruch. Bei dieser Betreuungsform schätze ich die Selbständigkeit, über die wir im Alltag verfügen. Pflegefamilien sind sehr heterogen, daher wünsche ich mir flexible Betreuungsformen.

Qualitätskontrolle ist mir ein wichtiges Anliegen. Es ist notwendig, dass sie in einer geregelten Form stattfindet.

Liebe Grüsse aus dem Appenzellerland  
 Mirjam Wirthgen

## Kinderbesprechungen mit «Familienskulpturen»

**Traumatisierte Menschen sind seit dreissig Jahren das Leitthema in der beruflichen Tätigkeit von Heinz Münger. Ein kurzes Interview. (tg)**

### Wie betreiben Sie bei tipiti Qualitätssicherung?

Heinz Münger: Ein Teil davon sind die Kinderbesprechungen. Vernetzung steht im Pflegekinderbereich im Vordergrund, also sind bei Kinderbesprechungen alle Beteiligten von tipiti involviert: Leiterin Franziska Frohofer, die Fachberaterinnen, die Pflegeeltern, manchmal auch die Beistände. Ich moderiere dieses Stellen von «Familienskulpturen» nach der Methode der amerikanischen Familientherapeutin Virginia Satir.

### Wie geht das?

HM: Das Setting sieht so aus: Die tipiti Fachberaterin stellt die Situation des Pflegekindes vor, schildert, wo die Biografiearbeit (siehe auch Seite 13) des Kindes steht, wer im System vorkommt und weist auf aktuelle Themen und Probleme hin. Sie formuliert je eine Frage aus der Biografiearbeit und aus dem Alltag des Kindes. Dann stellen wir die jetzige Situation des Kindes im Raum dar: Das Kind, vertreten durch eine Person, steht im Zentrum. Die Pflegeeltern stellen Personen stellvertretend für alle Beteiligten in Bezug auf das Kind im Raum auf. Das ergibt ein plastisches Bild und macht das System sinnhaft erlebbar. Die Personen erzählen, was sie in dieser Rolle in diesem System empfinden.

Die Pflegeeltern als Stellvertreter formulieren, wo im Moment das Problem am grössten ist, wo sie zum Beispiel Spannungen erleben. Nun schauen wir: Was könnten wir im System verändern? Wie wäre es den beteiligten Personen wohlher? Nach der Skulpturarbeit suchen wir gemeinsam im Gespräch nach Lösungen und neuen Ansätzen.

### Sie stellen das System nach – wie stimmt das mit der Realität überein?

HM: Es ist faszinierend, welchen Realitätseffekt das Skulpturenstellen erzielt; es ist oft ein tiefes gemeinsames Erlebnis, manchmal voller Trauer und Schmerz. Aber es ist selbstverständlich nur ein Versuch, die Realität besser zu erfassen und zu reflektieren. Ob es wirklich stimmt, muss in der Realität überprüft werden. Wir wollen das Bewusstsein schärfen, Veränderungsmöglichkeiten erkennen und Ideen entwickeln. Oft verharren wir in gemachten Vorstellungen, wenn wir aber etwas verändern, hat das Wirkungen...

### Welche?

HM: ...zum Beispiel, dass sich Spannungen lösen. Manchmal können sich sogar Symptome verflüchtigen, wie vor kurzem geschehen. Zusätzlich gibt die Methode den Fachberaterinnen Gelegenheit, tief in die verschiedenen Systeme Einblick zu nehmen – ein weiterer wichtiger Effekt für die Qualitätssicherung. Und ganz wichtig: Diese Arbeit ermöglicht viel an gegenseitigem Einfühlen. Dies hilft, gemeinsam zu tragen, zu verstehen, zu lernen und zu wachsen.



Heinz Münger prägt seit vierzehn Jahren das Bildungsangebot und die Qualitätssicherung bei tipiti.



## Die Sicht der Wissenschaftlerin

**Yvonne Gassmann untersuchte 101 jugendliche und junge erwachsene «Pflegekinder» im Kanton Zürich<sup>1</sup>, die sie neun Jahre vorher bereits als Kinder erfasst hatte. Das Interview führte Thomas Graf.**

### **Frau Gassmann, was macht die Erziehung und Begleitung von Pflegekindern so anspruchsvoll?**

Yvonne Gassmann: Pflegekinder haben Bedürfnisse wie andere Kinder auch, aber zusätzlich sind pflegekindspezifische Entwicklungsaufgaben zu bewältigen. Nur wenn es z.B. gelingt, zufrieden damit zu sein, dass man Pflegekind ist, und sich eine Bindung zur Pflegefamilie etablieren kann, bleibt Kapazität übrig, um sich gesund zu entwickeln. Dazu kommt: Fast jedes Pflegekind kennt zum Teil massive Loyalitätskonflikte, denn es gibt immer ein «Gefälle» zwischen den Herkunftseltern und den Pflegeeltern. Und jedes Pflegekind bringt schwierige Erfahrungen mit und ist damit verletzlicher. Zusätzliche Risiken können entstehen, wenn von Behörden und Fachinstanzen unklare Informationen oder ein Entscheidungswirrwarr kommen, die Unsicherheit und Ängste auslösen.

### **Welches sind hilfreiche Haltungen und Fähigkeiten von Pflegeeltern?**

YG: Authentizität ist gefragt. Hier sein, sich Zeit nehmen, zuhören, wertschätzen. Pflegeeltern müssen begleiten, mittragen und aushalten, manchmal mit besonders «langem Atem». Sie sollen die Türe offen lassen können und die etablierte Beziehung nicht abbrechen. Pflegeeltern erfassen die Probleme von Pflegekindern differenziert, holen sich bei Schwierigkeiten aber eher zu spät fachliche Hilfe. Hier braucht es Beratung «bei Bedarf» auf einer etablierten Vertrauensbasis.

### **Was ist besonders wichtig bei der Ausgestaltung von Pflegeverhältnissen?**

YG: Kontinuität ist für gelingendes Aufwachsen zentral. Zielkonform ist, (wieder) in der Herkunftsfamilie oder stellvertretend langfristig in einer Pflegefamilie zu leben. Es erweist sich als besonders günstig, wenn Pflegekinder im «richtigen» Arrangement sind, das wahrscheinlich das entwicklungsförderliche Ziel ermöglicht: Wochenpflege, bei der das Kind die Wochenenden bei der Herkunftsfamilie ist, begünstigt den Aufbau elterlicher Kompetenzen und somit eine Rückführung; Dauerpflege fördert eine langfristige Platzierung bis zur Selbstständigkeit. Eine geklärte Perspektive über Rückkehr oder Verbleib hilft, Loyalitätskonflikte zu vermeiden. Das ist zudem die minimale Anforderung einer Partizipation des Pflegekindes bei der Planung der Betreuung und Hilfe.

### **Worauf sollte im Pflegekindersektor aktuell fokussiert werden?**

YG: Es braucht eine weitere Professionalisierung der Fachpersonen. Das Prozess- und Ressourcenwissen der Fachleute muss aktualisiert, (Pflege-) Familienbilder und -ideologien müssen reflektiert und Verantwortung vernetzt geteilt werden. Es sollte immer wieder geprüft werden, welches Platzierungsarrangement den Bedürfnissen des Pflegekindes gerecht werden kann. Abbrüche von Pflegebeziehungen und Umplatzierungen sollten vermieden oder – wenn unausweichlich – geplant eingeleitet werden. Fachorganisationen müssen Pflegeeltern anleiten, sich rechtzeitig Hilfe zu organisieren. Betreuungsplanung darf nicht von Ideologien geleitet werden. Meine Ergebnisse sprechen nicht dafür, dass «professionelle» besser erziehen als «traditionelle» Pflegefamilien. Die Bedürfnisse und die Entwicklung des Pflegekindes müssen im Fokus stehen. Oft lassen sich förderliche Bedingungen in einem authentischen Miteinander realisieren, bei dem stärker «nach Gefühl» entschieden wird, aber manchmal nur in einem professionellen Setting, das sich durch Reflexion und explizite Planung auszeichnet.

Aufgrund der Volkszählung von 1990 wurden 14'000 Pflegekinder in der Schweiz geschätzt. Anhand der Volkszählung 2000 folgte der Bundesrat, dass «maximal 12'846 Kinder unter 15 Jahren Pflegekinder» waren. Auch diese Zahl gilt nicht als besonders sicher. Unklar ist, wo die über 15jährigen Pflegekinder erfasst werden.



\* Yvonne Gassmann, Dr. phil. Erziehungswissenschaftlerin. Jungforscherpreis 2000 für Familienforschung. Dozentin und Bildungsbeauftragte bei der Pflegekinder-Aktion Schweiz. Mutter von vier Kindern.

<sup>1</sup> Pflegeeltern und ihre Pflegekinder, Empirische Analysen von Entwicklungsverläufen und Ressourcen im Beziehungsgeflecht 2010, 350 Seiten, br., 25,50 €, ISBN 978-3-8309-2246-9

An: tipiti

Gesendet: 15. Februar 2010

Von: Roland Niedermann

Betreff: Die Sicht eines Auftraggebers



Liebe Mitarbeiter/innen von tipiti

Ich möchte mich bei euch ganz herzlich bedanken für die gute und kompetente Zusammenarbeit im letzten Jahr. Immer, wenn ich eine etwas schwierigere Platzierung vornehmen muss, telefoniere ich gerne mit euch. Eure Mitarbeiterinnen können die Situation aus der Optik des Kindes sehen, nehmen die Extrawünsche ernst und sind an der Biographie des Kindes interessiert.

Man spürt, dass ihr Erfahrung habt im Umgang mit Kindern mit besonderen Lebensläufen. Ich schätze, dass ihr immer wieder bereit seid, neue Lösungen oder neue Lösungswege zu besprechen und damit individuelle

Möglichkeiten zu schaffen.

Es ist für mich einfach unvergesslich, wie schnell ihr reagieren konntet, als ich von heute auf morgen ein Kind umplatzieren musste. Aus der Notlösung wurde eine Dauerlösung, die für alle Beteiligten optimal ist. Natürlich wähle ich auch immer wieder tipiti, weil ihr an langfristigen Lösungen interessiert seid, und weil ich nach der Platzierung immer wieder Echos erhalte. Die Nachhaltigkeit und die Verlässlichkeit schätze ich sehr. Mit freundlichen Grüßen

Roland Niedermann

Sozialarbeiter, Therapeut und Mediator, Ganterschwil

..., wenn man trotzdem lacht.

Das Thema Pflegekinder birgt viel Leid. Trotzdem wird gern und oft gelacht! Der kleine Cartoon bringt auf den Punkt, was viele vielleicht insgeheim denken. Die Kuckucksdame legt ihr Ei in ein fremdes Nest und lässt die Gasteltern die ganze Arbeit mit der Aufzucht leisten. Anders ist es in der Regel für die leiblichen Eltern eines Pflegekindes. Es braucht oft Jahre und viel Vertrauen in die Arbeit der Pflegeeltern und von tipiti, bis sie akzeptieren können, dass ihr Kind bei anderen Eltern lebt.



## Marianne Brühwiler, tipiti Fachberaterin

Zwischen 6 Uhr und 6.15 Uhr klingelt mein Wecker. Ich schätze es, wenn ich gemächlich in den Tag starten kann. Eine kurze Zeit der Besinnung hilft mir, mich auf den Tag einzustimmen.

Zum guten Start in den Tag gehört auch das gemeinsame Frühstück mit meinem Mann. Kurz vor 8 Uhr verlasse ich das Haus. Bei trockenem Wetter fliege ich mit unserem Elektrobike ins Büro, regnet es, lasse ich mich vom Postauto fahren.

Heute Morgen ist Büroarbeit angesagt: Protokolle von Standortbestimmungen schreiben, Kontakte zu Beiständen knüpfen, telefonische Nachfrage in der Pflegefamilie. Der enge Kontakt zu den Beiständen und zu den Pflegefamilien ist mir wichtig. Transparenz und eine konsequente Vernetzung helfen allen Beteiligten, den Blick auf das Wohl des Kindes zu richten und zu halten. Wenn für mich spürbar wird, dass das ganze Betreuersteam eines Pflegekindes in eine Richtung zieht und sich jeder in seiner Aufgabe respektiert und geschätzt fühlt, sind die Voraussetzungen für das Pflegekind optimal.

Wenn ich im Büro arbeite, hoffe ich meine Kolleginnen oder unsere Sekretärin anzutreffen. Jede Fachberaterin plant ihre Termine selbständig, deshalb weiss ich nie genau, wen ich im Büro antreffe. Der kurze Austausch zwischen zwei Telefonanrufen oder bei einer Tasse Kaffee bereichert meine Arbeit sehr. Für den Familienbesuch am Nachmittag bereite ich die Unterlagen vor. Ich versetze mich nochmals in die Familie, ins Pflegekind und frage mich, was aktuelle Themen sind, was geklärt oder besprochen werden muss.

Nach dem Mittagessen geht's los zur Pflegefamilie. Bei der Terminierung meiner Besuche achte ich darauf, dass ich wenn möglich auch den Pflegevater und die leiblichen Kinder sehe. Unsere Pflegeväter haben eine wichtige Funktion. Die Herkunftssysteme unserer Pflegekinder sind meist instabil, die Väter oft abwesend. Darum ist die Präsenz des Pflegevaters für das Pflegekind sehr wichtig: als Vorbild, als Bezugsperson, als Alternative zu den Erfahrungen in den eigenen Familien.

Wir bereiten an diesem Nachmittag auch die Kinderbesprechung unseres Pflegekindes vor (siehe Seite 24). Mit der Pflegefamilie zusammen erarbeiten wir das Genogramm (den Stammbaum) des Pflegekindes. Mit dem Genogramm visualisieren wir die wichtigen Beziehungen eines Pflegekindes. Oft werden die vielen Beziehungsabbrüche mit denen sich ein Pflegekind auseinandersetzen muss, unterschätzt. Wir überlegen uns zwei aktuelle Fragen aus dem Alltag und der Biographie des Kindes. Die intensive Auseinandersetzung mit dem Pflegekind löst immer wieder wertvolle Diskussionen aus und zeigt mir, wie wichtig und wertvoll diese Kinderbesprechungen sind. Die Pflegefamilie und ich als Fachberaterin bekommen Orientierung und Ideen für die Begleitung des Kindes im Alltag.

Mit dem Abschied bei der Pflegefamilie geht mein Arbeitstag zu Ende. Je nach Lust, Laune und Wetter ziehe ich mir noch meine Walkingschuhe über, setze mich hinter meine Nähmaschine oder lese ein Buch. So gegen 22 Uhr halte ich nochmals kurz inne und schliesse meinen Tag bei einer Tasse Tee oder einem Glas Wein ab.



## Ein Blick in eine Zukunft, die schon Gegenwart ist

**Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind gross zu ziehen.**

Afrikanisches Sprichwort



Tim ist fünf und bereits schwer traumatisiert. Er hat auch schon mal das Mobiliar seines Kinderzimmers zertrümmert. Die Behörden hatten zu lange gezögert, Tim konsequent zu schützen. Heute finden sie für Tim bereits keine passende Fremdplatzierungsmöglichkeit mehr. Tatjana hat einen Suizidversuch ihrer Mutter miterlebt und Gewalt durch einen Partner der Mutter erlitten. Ihre Trauer drückt sie oft in Wutanfällen aus. Als neunjährige hat sie bereits einige Stationen hinter sich. So schnell nimmt sie Erwachsenen nicht mehr ab, dass sie es mit ihr aushalten. Beide Kinder sind in Kindergruppen nicht tragbar. Sie können nicht in einem Heim aufwachsen. Sie brauchen eine kleine, überschaubare Familiengemeinschaft. Und gleichzeitig brauchen sie mehr als «nur» eine Familie: Tim benötigt eine zweite Familie, die seine Pflegefamilie entlastet, Tatjana einen Ort für regelmässige Wochenenden und Ferien. Eine Traumatherapeutin kommt regelmässig in Tims Pflegefamilie. Eine standfeste Nachbarin unterstützt die Pflegemutter, wenn Tatjana sehr aufgewühlt und wütend ist und um sich schlägt. Beide Kinder benötigen eine Kinderpsychiaterin und spezialisierte Schulen... Um Tim und Tatjana herum wird ein Netz aufgebaut. Ein Netz aus Fachpersonen, aber auch aus Menschen aus dem privaten Umfeld der Pflegefamilie, die ihr helfen, diese Kinder gross zu ziehen. Das heisst, es braucht Pflegefamilien, die bereit sind, sich eng zu vernetzen, sich abzustimmen, Hilfe zu holen, damit Kinder wie Tim und Tatjana dazugehören können.

### Indikation Pflegefamilie?

Ob ein Kind in einer Pflegefamilie aufwachsen kann, hängt von Faktoren ab, die wir in Abklärungsberichten – wenn es sie denn überhaupt gibt – nicht unbedingt finden. Zudem kommt der kleinere Teil der Anfragen wegen einer klaren Indikationsstellung «Begleitete Pflegefamilie» zu uns. Viel häufiger muss eine Fremdplatzierungsmöglichkeit gefunden werden und Alternativen fehlen. Das heisst für uns, dass wir die Indikation zunehmend selber stellen müssen. Mit Hilfe der bereits involvierten Fach- und Bezugspersonen und unseren pädagogischen Mitteln. Das heisst, wir studieren die vorhandenen Berichte, aber vor allem: Wir sprechen mit den Menschen, die das Kind kennen und betreuen – ob sie es, aus der Sicht der zuweisenden Stellen, nun «gut» oder «schlecht» gemacht haben. Was uns dabei wichtig ist: Wir versuchen den Menschen Wertschätzung zu geben, die bis jetzt für das Kind gesorgt haben; wir hören ihnen zu, wir befragen sie über ihre Erfahrungen. Das kann den Abschied erleichtern, die neue Rolle, die sie in Zukunft einnehmen müssen.

Und wenn wir das Kind doch nicht aufnehmen können? Dann unterstützen wir die Verantwortlichen darin, geeignete Lösungen zu finden. Wir selber lernen in jedem Fall viel dabei.

\* Franziska Frohofer leitet den Bereich Pflegefamilien von tipiti

## Impressum

Herausgeber  
Verein tipiti, Zentralsekretariat  
Hofwiesenstrasse 3, Postfach 405  
8042 Zürich  
info@tipiti.ch, www.tipiti.ch

Konzept: Franziska Frohofer, tipiti;  
Thomas Graf, tom+kom

Redaktion: Thomas Graf (tg), tom+kom,  
www.tomundkom.ch

Gestaltung: SHED Otmar Notter  
www.shed-net.ch

Fotos: Titelseite und Seiten 12, 14/15,  
16/17, 18/19 Frank Blaser; Seite 24 André  
Brugger; Seite 25 Christa Zopfi; restliche  
Fotos zVg  
Cartoon: Seite 26 Heidi Frohofer

Druck: GDZ, Zürich

Auflage: 1500 Exemplare

Zürich, Mai 2010, © Alle Rechte  
vorbehalten



«Jetzt habe ich endlich auch eine eigene  
Familie mit einer richtigen Schwester.  
Ich bin so glücklich.»

erstes Pflegekind nach der Platzierung eines  
zweiten Pflegekindes in seine Pflegefamilie

